

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Hollerbräu.

29] Roman von R. von Seydlich.

Der Tag und die Stunde des Rendezvous kam; aber Kasfl kam nicht, denn er hatte gerade an dem Tage mit einer Sendung nach Berlin soviel zu thun, daß er selbst jene beunruhigenden Briefe — einfach vergessen hatte. Das Brauen ging eben doch vor!

Tag und Stunde waren da; der Ort des Rendezvous aber blieb überhaupt leer; denn die Schreiberin Fräulein Creszenz Damhuber, Besitzerin eines Cigarrengeschäfts und Geliebte Ringelmanns, hatte den Tag gerade von diesem dreihundert Mark zu erbetteln und erwartete ihn, um all ihre Lebenswürdigkeit spielen zu lassen; denn das Geschäft ging eben doch vor!

Die nächsten Tage schwankte Kasfl, ob er noch einmal schreiben sollte, — lieber nicht; wer weiß, ob sie, enttäuscht, wie sie sein mag, einen zweiten Brief auf der Post abholt. Warten wir lieber, ob sie nochmals schreibt.

Auch sie schwankte. Aber zuletzt fiel ihr etwas Neues ein. Sie behielt Kasfls Brief als Waffe in der Hand. Wer weiß, ob man solche Zeiten nicht einmal brauchen kam, in denen Kasfl, der so ehrenwerte Brauer, ihr schreibt, er bäte sie, gewiß zu kommen, er finde den Ort sehr gut gewählt, da sie dort ungeniert genug sein würden!! — Ein wertvoller Brief unter Umständen! Und Kasfl hatte direkt „Mein liebes Fräulein“ geschrieben, aus Thorheit und weil es ihm Spaß machte, der Schreiberin zu zeigen, daß er „den“ Freund durchschaue. Ganz vortrefflicher Zufall. — Cenzt verbarg den Brief sorgfältig.

Ein paar Tage verstrichen wieder darüber; Kasfl erhielt pünktlich am Ersten des Vierteljahrs die schriftliche Abrechnung vom Oheim — er sandte sie ihm in die Wohnung, statt wie früher sie ihm zu bringen; Kasfl fand, daß er wieder reicher geworden war, und überlegte sich, was er mit dem neuen Guthaben machen sollte; den Ohm mochte er nicht fragen, und doch mußte dieser die Anlage besorgen, wie immer.

Er spazierte heut einmal wieder etwas an der Fär hin und saß über allerlei. Da begegneten ihm Bekannte und fragten ihn über vieles aus.

„Ja, 's Berliner Geschäft geht gut, dan' der Nachfrag'.“

„Und die Münchener Kundschaft?“

„Kenn i net. Weiß nix davon. I brau mir für'n Export.“

Und zum hundertsten Male erklärte er die Sachlage. Die Herren thaten — oder waren sehr erstant; aber darauf schwiegen sie eine Weile. Kasfl hummelte dabei gemächlich die Gasteiganlagen hin und ging ums Maximilianum herum in die Fortsetzung des Wald- und Stromparks, auf die Bogenhauser Brücke zu.

„Wissen Sie, Herr Bräuemeister,“ sagte einer der Herren, „was Ihnen recht gut wäre?“

Kasfl sah erstaunt auf und gewahrte vor sich die Gebäude einer Wasserheilanstalt.

„I soll do' net da 'nein am End,“ sagte er mit komischem Schreck.

„Ich meine ja keine Kur; ich meine, Sie sollten, kurz gesagt, einmal wechseln, Sie sind zu Größerem da, als dort an so einer — Kleinbrauerei zu arbeiten.“

Und nun klang wieder das alte Lied in seine Ohren; seine Ehre war gefährdet, Ringelmanns Gebahren war sehr übel angeschrieben, die Münchener Kundschaft war fast null, und um das Bier überhaupt los zu werden, mußte man's unter der Hand verkaufen. Kasfl hatte bei der vollen Trennung der Brauerei davon nichts bemerkt, und es durfte ihm ja keiner davon sprechen. — Und zuletzt kamen noch mehr Enthüllungen. Vor einigen Tagen war Ringelmann — irgend wohin citiert worden, man behauptete, zum Staatsanwalt, — und es schwebte seitdem etwas in der Luft. Rindlheimer war am Ende seiner Kräfte, er konnte kein Geld auf die Ludwigsbrauerei mehr bekommen.

Kasfl sah, daß die Herren es redlich meinten und diese bemerkten bald, daß die in der Stadt verbreitete gute Meinung über Kasfls totale Unschuld gerechtfertigt war. Darum gingen

sie noch weit miteinander und sprachen weiter von der Sache. Endlich, in Kleinheffeloh, als es bereits dunkelte, setzten sie sich in die Restauration. Die Herren waren sehr durstig und hungrig, und Kasfl mußte viel Wein mittrinken. Endlich spät in der Nacht kam des Pudels Kern heraus: Die Herren wußten ihm eine gut, reich bezahlte Stelle in einer Großbrauerei; — „nur so hingeredt, lieber Herr Hegebart, wissen Sie. Wir drängen nicht, behüte!“

Da bekam der Kasfl auf einmal Verdacht gegen die Leute und ihr Absprechen gegen Ringelmann; und er nahm, so bald es ging, Abschied. Die Herren mußten in die Stadt, gingen also wegen der Finsternis lieber um den See und durch Schwabing, Kasfl aber schlug denselben Weg ein, den er gekommen.

Es war früh finster, ein wolkiger Herbstabend hüllte den Park in rabenschwarze Finsternis. Dazu ging ein lärmender Wind, der die dürrverwendenden Blätter des dichten Gehölzes laut rauschen machte und in den Ohren brumnte.

Weithin durch die massigen Laubgruppen sah man den hellen Schein der Stadt, gelblich rot, wie den Widerschein eines ausgedehnten Brandes.

Kasfl schritt bewegt dahin. Er war ratlos, was zu thun. Ob's wahr ist, was sie vom Ludwigsbräu sagen? Und wie viel davon? An wen konnte er sich wenden? An das anonyme Frauenzimmer?

Er ging langsamer und grübelte. Die verschlungenen Pfade, die zur Bogenhauserbrücke führen, waren kaum zu erraten. Einmal prallte er gegen einen nächtlichen Wanderer an, der sich als Gendarm erwies. — Bald mußte die Brücke da sein.

Ja, und der Staatsanwalt?? fiel ihm wieder ein. Freilich, wann's so weit war; da! . . . Aber was — was sollte er thun?

Er blieb auf der Brücke stehen, und konsultierte, ohne es zu wollen, seine alte Ratgeberin Fär. Aber die redete in dem nächtlichen Sturmwind allerlei wildes, verworrenes Zeug. Er blickte stromauf und sah in den hellen Schein, der über der finsternen Stadt lag. Merkwürdig, wie hell es besonders links war, über Haidhausen. Die Stadt selbst lag doch mehr nach rechts.

— Und wie eigen, grübelte er weiter, daß er eigentlich keinen rechten Freund hatte; einen solchen hätte er jetzt brauchen können. Die Bekannten, die er eben verlassen, schienen zuerst doch so uneigennützig. — zuletzt hatten sich die Krallen gezeigt: er war überzeugt, daß sie ein paar Hundert an dem Menschenhandel zu verdienen hofften! — Wie fremd und eigenföchtig eigentlich doch diese Welt war.

Er stieg langsam zum Maximilianum empor. An einigen Türmen schlug die Stunde. Es schlug so lange, daß er verwundert nach der eignen Uhr sah: es war gar nicht volle Stunde, sondern zwanzig Minuten darüber. Er lauschte: richtig, es schlug weiter; also ein Brand. Er sah nach dem Frauenturm: das rote Licht war draußen.

Jetzt kam er aus dem Gebüsch: das Maximilianum stand wie ein Koloss aus schwarzem Sammet in einer hellen Glorie von rot und gelb. Es sah prachtvoll aus. —

Plötzlich fiel ihm ein, der Glanz käme gar vom Brande. Also in Haidhausen, der Au oder in Giesing. — Und die Ludwigsbrauerei lag gerade in der Richtung! — Er ging unwillkürlich schneller und vergaß die trüben Grübeleien. Er kam wieder jenseits in die Gebüsch — durch sie hindurch sah er jetzt die wallenden, ballenden Funkenmassen über den dunklen Bäumen und Dächern; sie quollen geradeaus auf und zogen rollend und wirbelnd nach rechts hin. Oben, der Glutschein der Wolken leuchtete flackernd auf. — Anscheinend war's gar nicht weit. Gewiß nahe der Brauerei. — Er fing an zu laufen, plötzlich übergoßen von Angst . . .

Wis zum kleinen Kirchlein lief er immer schneller . . . Da aber sah er's zum erstenmale: es war wahrhaftig in der Brauerei!!

Eine Sekunde lähnte ihn der Schreck, — dann stürzte er hinaus auf die Straße, rannte in großen Sprüngen die Senkung hinab bis zur Kreuzung der Landstraße.

Hell überstrahlt war hier alles, riesige Ballen von Feuer fuhren aus der Mälzerei auf; das Donnern der Flammen in der Luft bröhte wie Rauschen kollossaler Segel oder Flaggen.

Unten die Straße, die Nebengassen, alles rabenschwarz von Menschen. Von rechts unten, von der Brücke her Klang das Geläute des Löschtrains, die schwer rasselnd mit galoppierenden Pferden den Berg hinauffahren. Oben hörte man verworrenes Geschrei und sah über die eiserne Verbindungsbrücke einzelne Schatten laufen.

Das alles sah Kastl, als er sich durch die Menschenmasse drängte, um durchzukommen. Aber das war vergeblich. Je weiter, desto fester gefeilt stand die Masse. Unter fürchtbarem Pfeifen und Gejohle ließ die Menge den anjagenden Spritzen kaum Platz zur Durchfahrt, um sofort hinter ihnen sich wieder zusammenzuschließen und nachzudrängen. Einige Gendarme schwammen in dem Menschenmeer, rettungslos verloren, ohne Macht und Ansehen.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratenjammer.

(Deutsches Theater.)

Also: Der „junge Herr Goldner“, nach dem der junge Herr Hirschfeld sein neues Stück benannt hat, ist Litterat. Ich mag im allgemeinen keine Litteraten leiden, vielleicht weil ein Exemplar dieser Menschenorte mir so nahe steht, daß er mir manchmal zur Last wird. Nichtsdestoweniger kann ich mit Litteraten verkehren wie mit andren Menschen, wenn sie nur harmlos bleiben und über harmlose Dinge harmlos plaudern. Die Sache wird schon schlimmer, wenn durchaus über Litteratur gesprochen werden muß. Ein litterarischer Klub, in dem grundsätzlich und zielbewußt über Litteratur gesprochen wird, ist mir immer als eine andre Form der Hölle erschienen. Völlig unerträglich aber wird der Litterat, wenn er über seine eigene Litteratur spricht — da wendet sich der Gast mit Grausen. Leider ist der „junge Herr Goldner“ ein Litterat der letzten und unangenehmsten Sorte. Er fiel mir darum auch gleich auf die Nerven. Da ich indessen ein Lamm an Geduld bin, überwand ich mein Vorurteil und genoß im stillen das Bewußtsein, menschlich schön gehandelt zu haben. Leider genoß ich nichts andres — der „junge Herr Goldner“ ist undankbar, was bei einem Litteraten nicht gerade zu befremden braucht. Im ersten Akt sagte ich mir: er wird sich entwickeln, er wird lernen, daß man's Maul halten und arbeiten muß, und wird uns und seine Umgebung mit seinen Stimmungen und Bestimmungen in Gnaden verschonen. Gewiß, die Kunst ist ein lebensgefährliches Handwerk — das haben wir mit unsren entsehrten Vettern, den Seiltänzern, gemein. Eben darum aber soll man nicht viel Worte machen. Die Schiffsahrt ist auch ein lebensgefährliches Handwerk. Ein Seemann aber, der darüber lamentieren wollte, wäre ein altes Weib und würde in einer Schifferkneipe meiner Heimat der Gegenstand sehr saftiger Späße sein. Man geht an Bord, thut seine Pflicht und muß man dann schließlich mit Mann und Maus zum Teufel gehen — na, da giebt man sich einen Ruck, heißt die Zähne zusammen und stirbt den Seemannsod, auf den man doch immer gefaßt sein mußte. Wenn das Schicksal nicht gar zu grämlich ist, darf man am Ende draußen im Ocean sterben und bei Sturm und braucht nicht bei Windstille langsam zu verfaulen. Der junge Herr Goldner ist leider nicht so schweigsam, wie ein rechter Seemann und ein rechter Künstler sein muß. Er klagt, wenn's nicht vorwärts gehen will; klagt über sich und über die Welt und ist lamisch wie ein hysterisches Frauenzimmer. Daß ihn der Teufel doch schon im ersten Akt geholt hätte — na, er that es nicht, der junge Herr Goldner blieb uns erhalten und so müssen wir uns mit ihm beschäftigen. Er ist der Sohn vom alten Herrn Goldner und der alte Herr Goldner ist Redacteur — so einer, der im Dunkeln geblieben ist, der aber — ich reiche ihm im Geiste die Hand — geistig und sympathisch genug ist, darüber keine welschmerzlichen Dialoge zu halten. Der alte Herr ist eben kein Litterat, sondern ein Mensch, was etwas viel Angenehmeres ist. Es hat mir leid gethan, daß er mit diesem Sohn befaßt ist, der ihm wie ein richtiger Gelbschnabel vorwirft, daß er ein „Judas“ sei, und die Kunst verrate. Ein Judas — natürlich! Wenn so ein Litterat gekränkt wird, geht gleich die Welt unter und er schreit „Judas“, als wenn er der dramatische Messias wäre. Der junge Herr Goldner, um weiterzukommen, ist Kritiker und zwar an einem Generalanzeiger. In dieser Eigenschaft greift er den Stadtrat Janzen an, der in Spiritusaktien spekuliert und langweilige Romane schreibt. Er scheint ein gutmütiger und eifriger Tropf zu sein, der gern gebildet thut — na, das ist nicht hübsch, es giebt in der Litteratur aber doch weit gefährlichere Subjekte. Es charakterisirt die geistige Höhe des jungen Herrn Goldner, daß er gegen diesen armseligen Lokalpoeten einen blutigen Krieg führt. Litteratengezänk, Litteratengeiß, Litteratenjammer! Der Stadtrat nun ist der einstufigste Geldmann des neuen „National-Theaters“, das in der Stadt eröffnet werden soll! Der Direktor des Theaters ist ein früherer Kritiker, ein Freund des jungen Herrn Goldner und augenscheinlich ein gefeilter Mann. Er will mit „Hamlet“ eröffnen, im letzten Augenblick aber wird ihm ein modernes Stück anonymer eingereicht, das „Nachtfalter“ heißt und angeblich gut ist. Nun will er mit den „Nachtfaltern“ eröffnen, worüber in der Familie Goldner eine rührende Freude entsteht — der anonyme Autor ist nämlich der junge Herr Goldner und es ist doch so

nett, wenn man einen Sohn hat, von dem ein Stück aufgeführt wird! Sogar der Stadtrat, der von dem Stück Gutes gehört hat, will den unbekanntem Autor protegieren, woraus ich schließe, daß er gar kein so unebener Mensch ist. Wenn man ein bißchen Rücksicht auf seine poetischen Schwächen nimmt, läßt sich offenbar ganz gut bei ihm verkehren; er scheint sogar nicht abgeneigt zu sein, einige seiner Spiritusaktien wirklich künstlerischen Zwecken zu opfern. Wenn man ihn nur halbwegs ansändig behandelt! Das thut der junge Herr Goldner aber nicht. Dieser hoffnungsvolle Mann hat natürlich den genialen Uebermut der genialen Jugend. Er geht zum Stadtrat und erklärt ihm mit schlecht verhohlener Schadenfreude, daß er der Autor sei. Er will sich damit einen Spaß machen und sieht gar nicht, daß der Spaß viel größer geworden wäre, wenn er den Stadtrat das Stück ruhig hätte aufführen lassen. Natürlich führte der Stadtrat das Stück nun nicht auf, worüber der gefeichte junge Herr Goldner total aus dem Häuschen gerät. Er sieht diesen harmlosen Herrn nun gleich in melodramatischer Beleuchtung und scheint ihn für einen Ausbund aller menschlichen Verworfenheit zu halten. Die einfache Erkenntnis, daß ein Stadtrat unangenehm wird, wenn man ihn igt, ist ihm in seinem Künstlerleben noch nicht aufgegangen. Das schönste ist, daß er auch den Direktor, seinen Freund, mit Grobheiten regaliert, weil er lieber die „Nachtfalter“ als das ganze Theater fallen läßt. Der junge Herr Goldner muß eine Seele von Mensch sein, daß er sich als Kritiker diese schöne Naivetät hat bewahren können. Dabei liegt ihm angeblich gar nichts an der Aufführung und doch sieht er die ganze Menschheit in seiner Person gekränkt. Litteratenlogik, Litteratenjammer.

Ich kann nicht sagen, ob das Stück schließlich doch aufgeführt wird und hoffe, meinen Lesern keine unruhigen Nächte zu bereiten, indem ich sie in Ungevißheit lasse. Nachdem ich mich drei Akte in der fürchterlichsten Weise gelangweilt hatte, glaube ich den Ansprüchen genügt zu haben, die der junge Herr Goldner und der junge Herr Hirschfeld zu stellen berechtigt sind. Für die Familie Goldner mag es ja von Bedeutung sein, wie die Sache verläuft — für uns andre ist es eminent gleichgültig. Herr Hirschfeld ist ein kleines nüchternes, freudloses Beobachtungstalent. In der Schule der Naturalisten hat er allerlei Kleinigkeiten gelernt, nur eben das Dichten nicht, das sich ja beim besten Willen nicht lernen läßt. Der „junge Herr Goldner“ ist die schlechteste Arbeit, die ich bisher von ihm kenne. Er ist hier selbst von dem bißchen Geist verlassen, das er sonst zur Verfügung haben mag. Keine Kraft, keine Phantasie, kein Temperament — es ist ein Jammer, was für dieses Stück des Litteratenjammers in einer Weise ja allerdings die entsprechende Ausdrucksweise sein mag.

Die ausgezeichneten Schauspieler des „Deutschen Theaters“ gaben ihr Bestes — vergeblich! Die bleierne Langeweile des Stücks war nicht hinwegzuspielen. Vor allem habe ich mich gefreut, wieder einmal Sauer und sein beherrschtes, ruhiges, intelligentes Spiel zu sehen. Er gehört zu den Stillen und Echten, die abseits von der Melame leben und schaffen. Es darf übrigens gesagt werden, daß unsre echten Schauspieler das im allgemeinen thun. Sie machen uns andern dadurch den Stolz um so leichter.

Erich Schallier.

Sonntagsplauderei.

Yvette Guilbert — der Name prangt in schwarzen Riesenschriftzügen auf buntem Papier an allen Anschlagtafeln. Neugierlich verrät die Ankündigung keinen Unterschied mit sonstigen Brett- und Plakaten. So strahlte auch in wuchtigen Lettern die schöne Otero oder die Hünslinge, die Barrisons oder der unüberwindliche Ketten sprenger oder Diane de Vries, genannt der Stern der Welt. Und wenn Herr Stöder oder Herr Roeren oder gar Herr Stodmann den Namen lesen, werden sie sich vor Ingrimm und Absehen schütteln und von der Unzucht der Zeit zornig predigen. War es doch Yvette Guilbert, die neben Böcklin und andren Verführern zur Unsitlichkeit von unsren Fronnen in den seligen Heinge-Debatten an den Schandpfahl gesteckt worden.

Ah, alle die Trisolisternen, die gegenwärtig zur Yvette Guilbert pilgern, werden schlimme Enttäuschungen erleben. Sie hat so gar nichts von Trillot, sie bricht nicht zusammen unter der Last von Edelsteinen, die gewaltigen Liebhaberwert kündigen, sie hat nichts von freder Fülle und lasterhafter Dirre, sie ist gar nicht schön für die Augen der Genussbuben, sie ist bloß eine einfache Wankeltänzerin, die von der Gasse und dem Jahrmarkt kommt, und die zufällig in diesem Metier die größte Künstlerin unsrer Zeit geworden ist.

Yvette Guilbert gehört nicht in den parfumierten Theatersaal unter die geschmeigelten und saltten Herren, die hohe Eintrittspreise bezahlen können und zu den rauschenden Weibern, die immer frei gehalten werden, sie bleibt fremd in dieser Gesellschaft, die wie die Stöder, Roeren und Stodmann keinen Unterschied zwischen der Yvette Guilbert und der Lona Barrison erfassen und die so gar nicht merkt, daß dort oben die Revolution selbst leibhaftig singt — eine spottende Kassandra, die lachend den Untergang kündigt.

Yvette Guilbert sollte einmal zu den Arbeitern kommen. Dort muß ihr Heimatluft wehen, dort findet sie das Echo ihrer Kunst: die großene Anklage, die wilde Sehnsucht nach einer wunderbaren Zukunftsschönheit, den Hohn über unsre geräufelte Barbaren.

kultur, den Haß wider die Philister, Karren und Schurken der Bourgeoisie. Und vor allem eint sie mit diesem Publikum das gleiche Streben: Das Volksmäßige, die Volkskraft zu adeln, hier in der Kunst, dort im Leben der Gesellschaft. Yvette Guilbert muß, obwohl sie französisch spricht und ein wenig Gallerin ist, doch das tiefste Verständnis beim internationalen Proletariat finden. Man sagt, sie sei ein Stück Socialistin. Ich weiß nicht, ob es sich bloß um den gewöhnlichen Gefühls-socialismus der Künstler handelt oder ob sie bewußt auf das kommunistische Manifest schwört — jedenfalls ihre Kunst ist proletarischer Klasse. Sie ist aus Armut, Elend, Unterdrückung und unsäglicher Arbeit erwachsen, sie hat den stolzen Frohsinn der niedrigeren Qual, sie klagt an und befreit, sie verachtet und führt empor.

Yvette Guilbert hat den Stil ihrer Kunst sich selbst erarbeitet. Ihr Fleiß ward ihr zum Genie. Sie ist im Vortrag zur ältesten Form zurückgekehrt, zur Vereinigung von Singen und Sagen — zum Sprechgesang. Ich kenne niemand, der so wenig Stimme hat und so herrlich singt. Ihre rhythmische Meisterung der Sprache ist unvergleichlich, sie leitet Wort und Satz in souveräner Freiheit, jeder Laut wird zum Kunstwerk. Aber mit dem köstlichen Instrument ihrer Sprache vereint sich zu orchesterlicher Einheitswirkung die Musik ihrer klugen Augen, das zaubernde Mimenspiel ihres Gesichts, die Bewegungen der Arme und des Körpers. Der ganze Mensch folgt in all seinen Regungen dem Dirigentenstab ihres reifen Kunstwillens.

Die „Disense“ giebt heute unter ihren Darbietungen eine Parodie der Barrisons, vielleicht um den Abstand ihres Könnens von der sonstigen Fingeltangelei aller Welt sinnfällig zu machen. Jedenfalls gewinnt man an dem Vortrag dieser Parodie das richtige Maß für die Schätzung der Yvette Guilbert. Ihre Kunst verhält sich zu dem Handwerk ihrer Kollegen, der Froschen, Schneidigen, Schreienden, Pappelnden, wie etwa Michel Angelos Morgen zu einer wächsernen Schlafpuppe mit Klappaugen. Die Gestalt des Morgens ist in jedem Glied gleichsam von Schlaf durchtränkt und jeder Nerv und jeder Muskel sucht sich aus dem Nann der Nacht zu lösen. Die Puppe aber markiert das Schlafen, indem sie einfach die Augen schließt, das Wachen dadurch, daß sie sie wieder öffnet — sonst ändert sich nichts an ihrem Wesen. Die Chansonnetten vom Dugend-schlaf begnügen sich mit der Vieserung von solchen Marken, bei der Yvette Guilbert stellt sich ihr ganzer feilsch-leiblicher Organismus in den Dienst ihres Vortrags, mag es auch nur ein platter Gassenhauer sein.

Yvette Guilbert beherrscht alle Formen und Farben der französischen Lyrik. Sie singt alte Balladen und Legenden, voll übermenschlicher Leidenschaft und grausiger Wunder; sie singt modische Couplets mit ihren ledern Auspielungen und derben Späßen; sie singt die schwülen, trampfigen Haischlieder eines Beauoisaire; sie singt die Lieder der Verkommenen, der Dirnen und Zuhälter, der Hungernden und Verbrecher; sie singt Fulelschnaps, Absynth und Champagner; sie singt von der Liebe in allen Höhen und Tiefen, sie singt die sociale Revolution und die Gesellschaftskarikatur, sie singt schließlich auch lustige Harnlosigkeiten, namentlich wenn sie in Deutschland gastiert und die Polizei, die für das Niedliche schwärmt, sie zum Unbedeutenden zwingt. Was immer aber sie vorträgt, stets gestaltet sich ihr das Lied zu einem Drama, das in einer abgerissenen Wegebenheit Lebens- und Weltchickale zu erschöpfen scheint.

Todesernst, eherne nordische Stimmung, Größe und Grauen, tanzende Fragen, ein blutender Schrei aus nächtigen Felschlönden — das ist die geistige Scenerie, in der die Künstlerin Michopin's Bretonische Legende „La glu“ vorträgt. Sigmar Mehring hat dieses dämonische Märchenlied in seinem prächtigen Buch „Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert“ also verdeutscht:

's war ein armer Tropf vernarrt,
O tiriliri, tralala! —
's war ein armer Tropf vernarrt,
Doch sein Mädchel kalt und hart.
„Bring' mir's Herz von Deiner Mutt'r!“
O tiriliri, o tralala!
Bring' mir's Herz von Deiner Mutt'r
Sähre sie. „Bruch's zum Hundesutt'r.“
Schleicht der Kerl zum Muttermord.
O tiriliri, tralala!
Schleicht der Kerl zum Muttermord,
Reißt das Herz raus und läuft fort.
Läuft und purzelt in den Sand —
O tiriliri, o tralala!
Läuft und purzelt in den Sand,
Und das Herz rollt aus der Hand.
Wie das Mutterherz so rollt —
O tiriliri, tralala! —
Wie das Mutterherz so rollt,
War's, als ob es sprechen wollt!
Und es wimmert in den Wind —
O tiriliri, o tralala!
Und es wimmert in den Wind:
„Haß Dir weh' gethan, mein Kind.“

Das wird in Yvette Guilberts Vortrag aus einer Legende zur lebhaftesten Wirklichkeit. Vom Brutalsten zum Erhabensten durchleben

wir alle Schauer. Dieser Durst hat wirklich um der Dürste willen seiner Mutter das Herz aus dem Leibe gerissen, und dieses im Staube zuckende Herz weint wirklich die Frage der unzerstörbaren Mutterbesorgnis.

Eine andre Welt thut sich auf, wenn Yvette Guilbert die altstimmeln Geschichte von dem Schlächter singt, der die Kinder zu Pöbelfleisch zerschneidet und dem heiligen Niclas, der die Peststücken wieder auferstehen läßt. Der Text hat für unser Gefühl allzu viel von der schauerösen Moritshat des Jahrmakts. In Yvettes Wiedergabe wird eine rührende Legende daraus, ein rechtes Märchen voll holdseliger Naivität, kindlicher Frömmigkeit und einer leisen Schelmerei, die treuherzig beteuert: das alles sei doch nur ein Spaß. Diese süßen trippelnden Kinderlein, der wüste Metzger, und die lieblich plapperten Morgenstimmchen der ins Leben Zurückkehrenden — welche Fülle der Gesichte steigt aus der largen Keimerei empor!

Dann die von Haß und Hohn befehlene Bäuerin, die über den Tod ihres rohen Mannes jauchzend wehklagt, Verangers lustige Großmutter, der so viel heißer das Blut rollte als dem langweiligen faden Nachwuchs, oder das im Champagnerchwips lachende Dämlein, dessen leichter Rausch im Hören aufsteigend wirkt — jedes ein unvergleichliches Gebild.

Wir haben in Deutschland keine Yvette Guilbert. Und wir können uns glücklich darob preisen. Denn würden wir sie haben, so müßte sie unter dem Druck der Censur elend verdorren, die es verwehrt, daß die Totalität des modernen Daseins in loderen und schweren, grilligen und grimmigen, zürnenden und höhennenden Liedern auf der Bühne erscheint. — Joc.

Kleines Feuilleton.

er. Der Ehrengast. Der Kellner hatte recht, es waren doch schon Gäste da. Herren und Damen, im ganzen so an sieben; sie saßen am obersten Ende der langen Tafel und unterhielten sich, nur das alte Fräulein stand etwas abseits vor dem Gasofen und wärmte die Hände an den Flammen. Als die Thür im Vorzimmer ginz, sah sie auf, mit einem Freudenschrei stürzte sie der Ankommenden entgegen:

„Ach Fräulein Helene, s' ist ja reizend. Kommen Sie mir gleich zu uns herauf, wir sitzen doch wieder zusammen.“

„Ja natürlich, Fräulein Werner.“ Fräulein Helene schüttelte die dargebotene Hand: „Sind ja schon 'ne ganze Menge da, ich glaube, ich wäre die Erste. Ach, da sind ja auch Ebersteins!“ Sie nickte in den Saal hinein, während sie Hut und Mantel abnahm.

„Ja, die sind auch da und Mainzers — die kommen selten.“ „Aber sie sind doch recht nett.“ Fräulein Helene hatte sich ausgegählt. „Ja dann gehen wir wohl hinein.“ Arm in Arm traten sie in das Sitzungszimmer. Die Anwesenden erhoben sich, man begrüßte sich mit Handeschütteln.

„Setzen Sie sich hierher“, sagte Frau Doktor Eberstein, „hier sitzt auch Fräulein Werner und Sie beide sind ja doch die Unzer-trennlischen.“

„Na ja, manchmal.“ Fräulein Helene lachte. „Wie geht es Ihnen, Frau Mainzer?“ Sie reichte der jungen Frau über den Tisch weg die Hand. „Hat Ihr Herr Gemahl den Gruß bestellt? Wir trafen uns neulich in der Königstraße.“

„Alles ausgerichtet.“ Herr Mainzer, der mit Doktor Eberstein und den beiden andren Herren plauderte, drehte sich der Fragen den zu. „War es übrigens interessant in der Nationalgalerie, haben Sie die neuen Bilder zu sehen bekommen?“

„O ja, danke, es sind sehr schöne Stücke dort, besonders die französischen, möchten Sie etwas von mir, Fräulein Werner?“ Sie wandte sich zu ihrer Nachbarin, die sie am Arme zog.

„Zatwohl Sie, lassen Sie mal ihre alten dummen Bilder! Hören Sie sie mal hier her. Wissen Sie eigentlich schon, warum heut außerordentliche Sitzung ist?“

„Ach ja, ist ja wahr, ist ja außerordentliche Sitzung“ — Fräulein Helene nickte — „ja, ich denke, es soll wegen der Bibliothek beraten werden?“

„Soll es auch, aber noch was andres.“ „Wollen wir einen Ball arrangieren?“

Fräulein Werner lüchelte in sich hinein: „Nein, Sie raten es doch nicht.“

„Wir haben nämlich einen Gast,“ mischte sich Frau Eberstein in die Unterhaltung.

„Einen Gast?“

„Wen denn?“ Herr Mainzer horchte gleichfalls auf.

Fräulein Werner lachte, mit einem triumphierenden Blick sah sie von einem zum andern: „Frau Doktor Henziger kommt!“

Pause. Dann ein allgemeines: „Ah!“

„Ist die wieder in Berlin?“ Der eine Herr neben Eberstein verzog das Gesicht.

„Aber bloß auf acht Tage.“ Doktor Eberstein erhob sich. „Ja, und da sie im vorigen Winter immer so gern im Verein war, hab' ich ihr zu Ehren heut die Sitzung angelegt. Ich denke, Sie werden sich doch freuen, sie wiederzusehen!“

„Ja natürlich . . . aber sehr . . . ob und wie!“ Alle Stimmen klangen durcheinander, nur die beiden Mainzers und Helene schwiegen.

Frau Mainzer sah Helene an: „Ich mag sie nicht.“

„Und sie mich nicht.“ Fräulein Helene lachte. „Haßt mich wie eine Sünderin.“

„Haben Sie was mit ihr vorgehabt?“
„Nein, sie imponiert mir bloß nicht. Wieviel seidne Kleider hat sie sich schon bestellt?“

Sie drehte sich zu Frau Doktor Eberstein.
„Wieviel Duzend silberne Löffel hat sie in ihrer neuen Villa in Misbroy? Sie hat es Ihnen doch wohl schon erzählt?“

„Fräulein Helene hat es Ihnen erzählt.“
„Fräulein Werner schlug sie wieder auf die Schulter, wollte sich aber trotzdem ausschütten vor Lachen.“

Herr Mainzer stimmte Helene bei: „Na, Fräulein hat aber recht. Sie kennt auch wirklich kein andres Lied als: „Mein Mann ist der reichste Mann von Kolberg. Lächerlich diese Dramaferei!“

„Und wenn noch was dahinter wäre!“ — Frau Mainzer warf einen Blick über die Gesellschaft, — „aber wo Doktor Eberstein sich noch selbst darüber lustig gemacht hat, daß sie ihn neulich hat um hundertfünfzig Mark anborgen wollen.“

„Gott, das war doch aber nur in einer augenblicklichen Verlegenheit, sie wollte 'ne Rechnung bezahlen, von der ihr Mann nichts wissen darf.“ Doktor Eberstein sprang auf, sein frisches rotes Gesicht wurde noch um eine Nuance röter: „Und lustig gemacht habe ich mich doch auch nicht drüber, ich habe es doch nur erzählt.“

„Und sie ist auch wirklich wohlhabend.“ — Frau Eberstein kam ihrem Mann zu Hilfe — „sie hat erst gestern wieder zwanzig Mark in die Vereinskasse gestiftet und Fräulein Werner hat sie für den Frauenverein sogar fünfundsiebzig Mark gegeben!“

„Na, dafür kriegen ich auch Arbeit genug.“ — Fräulein Werner mußte. — „Jetzt hat sie mir wieder drei Bilder mitgebracht für unsere Kunstgewerbliche Ausstellung. Glendes Geschmier, ich muß acht Tage sitzen, um sie zurecht zu putzen, sonst erkennt kein Mensch, was es sein soll. Wenn sie sich bloß nicht einbilden wollte, eine Malerin zu sein.“

„Nehmen Sie doch die Bilder nicht auf.“ sagte einer der beiden Herren neben Eberstein, die sich bisher zu zweien unterhalten hatten. Sie maß ihn mit einem Blick: „Na, das kann ich doch nicht, wo sie so viel Geld gegeben hat!“

„Das wäre unhöflich.“ stimmte Frau Eberstein bei.
„Und es ist doch auch 'ne ganz nette Frau.“ suchte der Doktor zu begütigen. „Wenn sie auch 'n bißchen verrückt ist!“

Frau Mainzer blickte zum Himmel: „Nett? O ja, besonders, wenn Herren da sind.“

„Soll sie dann gerade weniger nett sein?“ Eberstein versuchte einen Witz.

Frau Mainzer kam in Eifer: „Na, Sie brauchen gar nicht zu ulken, Doktor, Sie haben neulich genau dasselbe gesagt.“

„Schön ist ihr Betragen auch eigentlich nicht.“ — pflichtete Herr Mainzer seiner Frau bei. „Sie ist zudringlich. Springt einem fast an den Hals. So betragt sich keine Dame.“

„Ach na aber! Nein wie können Sie!“
Frau Eberstein und Fräulein Werner fuhren beide auf.

Fräulein Helene klatschte in die Hände: „Aber das haben Sie ja auch gesagt, Fräulein Werner. Wissen Sie das nicht mehr? Als wir damals am Müggelsee mit Frau Doktor hinter ihr gingen. Frau Doktor hat noch so gelacht, wie Sie sagten: „Jetzt sehen Sie bloß die Henziger an, hofft sie nicht um den alten Janzen, wie'n verrückt gewordenen Vetschad?“ Sie lachte auf.“

„Frau Henziger kommt“, rief Eberstein.
Fräulein Werner und seine Frau sprangen auf und säurten nach dem Vorzimmer. Er selbst und die andern folgten;

„Ach Frau Henziger . . . wie wir uns freuen.“
„Unsre große Malerin . . . reizend, daß Sie wieder bei uns sind . . .“

Herr Mainzers und Helene waren im Saal geblieben. Frau Mainzer sah Helene an; die aber schwieg und zuckte die Achseln. —

Musik.

Von den berühmten Größen der Wiener Operette reicht Franz Suppé (1820—1895) wohl am weitesten, mit seinen ersten Werken noch in den Vormärz, zurück. Er war für Wien amähernd das, was Offenbach für Paris war, wemgleich er dessen feine Kunst doch nicht erreichte. Er komponierte noch so gut wie gänzlich ohne das Streben nach Dramatik, das spätere selbst ein Millöder zeigte; er gab dem kunstsirenden Theaterbummel jene unterhaltlichen Cassen- und Bühnenhauer, deren Nachsingen für manche Leute ein unerlässliches Bildungsverfordernis zu sein scheint. Von zwei nachgelassenen Werken hat sich die Operette „Das Model“ seit 1895 soweit bewahrt, daß die jetzt anscheinend ganz auf äußeren Erfolg angewiesene Direktion des Theater des Westens sie vorgelesen (Freitag) wieder hervorholen konnte. Es gehört viel Resignation dazu, diese „Melodien“, zum Teil mit dem bekannten Typus der ultigen Accentuierung auf dem letzten leichten oder schweren Takteil, so über sich ergehen zu lassen, daß man auf musikalischen Wert gänzlich verzichtet und doch wieder das Ohr offen hat, sobald der jedenfalls viel lönnende Komponist auf einmal etwas wirklich Musikalisches dazuwischen wirft. Von den gänzlich dem Bau der Leiermelodien untergeordneten Dialogen darf man wohl schweigen, und das mancherlei „Hilfsche“, „Kette“ sei als solches anerkannt — z. B. die sehr gut gemachte und dadurch über die Erfindungsarmut hinwegtäuschende Canzonetta „Giri biri Cocco“; das vorletzte Quartett

des ersten Akts, freilich durch das darauf folgende ordinäre Finalquartett gleichsam vernichtet, und die Begleitung zu den lebenden Bildern im zweiten Akt sind dagegen ganz wertvolle Epifoden.

Was nun aus einer derart im Ganzen unkünstlerischen Ware künstlerisch herauszuschlagen ist, das brachte die Gastin des Abends, Frau Julie Kopacz, in ihrer Weise glänzend heraus. Sie ist unter den Soubretten jedenfalls eine der allerbesten Schauspielerinnen, mit einer gradezu vorbildlichen Herrschaft über ihre Bewegungen, mit einer Minut, durch die sie oft wie im Augenblick verwandelt erscheint, und mit einem Ausdruck im Gesang, der wahrlich einer besseren Sache würdig wäre. Das Stück giebt mehrfach, zumal durch das lebende Bild der „Phryne“, für unartistisch fühlende Zuschauer und für unartistisch spielende Mimen Gelegenheit eines „frivolten“ Eindrucks; und das Halbheitslostin, das die Darstellerin jenes Bilds — konventioneller Weise — trägt, ist erst recht dazu geeignet. Allein der hinter all dieser Heiterkeit stehende Ernst der künstlerischen Leistung Frau Kopacz's tilgt einen solchen Eindruck schlechterdings hinweg. Specieell als Sängerin verfügt sie über manche schöne Töne, neben denen jedoch das Ungleiche und Schillernde ihrer Stimme sowie das unthame, oft vergebliche Hinausziehen vieler Töne sich recht unangenehm bemerkbar machen.

Ueber die sonstigen Kräfte, die das Theater des Westens diesmal stellte und über die der Regie wiederum wirkungsvoll gelungenen Gruppen würden wir wohl nur Bekanntes wiederholen können. Eine Solonistin, Lucie Engelle, die uns im vorigen Sommer bei einem andren Ensemble als Diana im „Orpheus“ aufgefallen war, möchten wir gern noch näher kennen lernen; sie bedarf anscheinend erst längerer Routine, um ihre hoffentlich nicht unverbesserliche Kühle zu überwinden. — sz.

Humoristisches.

— Dilemma. Birkin: „Jetzt weiß ich nicht, ist mein Kostherr ausgeblieben, weil die Suppe regelmäßig versalzen war, oder weil er gemerkt hat, daß ich in ihn verliebt bin?“ —

— Versehlte Wirkung. Ein Schmierendirektor führt ein Trauerspiel auf und läßt darin, um die Zuhörer recht zu ergreifen, sämtliche Personen des Stücks sterben. — Nach Schluß der Vorstellung hört er gleichwohl das Publikum laut hinauslachen. Empört darüber tritt er vor die Rampe mit den Worten: „Nun, ist das vielleicht noch nicht traurig genug?“ — (Zitg. Bl.)

— Vereinfachung. Arzt: „... So, da haben Sie das Rezept! Das Kind soll täglich dreimal einen Eßlöffel voll von der Medizin nehmen!“

Bauer: „Natwohl, Herr Doktor! Aber? bit!, schreiben S' gleich a' paar Maß davon auf! Dahoam im Dorf san no' a' Duzend kranke Bub'n — den hab' i' nur als Muster mitbracht!“ —

Notizen.

— Zu unfrem Allmers-Artikel. Die 1848/49 in Bremen in 13 Nummern erschiene Zeitung hieß nicht „Verbrüderung“, sondern „Vereinigung, Zeitung für sämtliche Arbeiter.“ —

— Dr. August Schmitz, der 35 Jahre lang Chefredacteur der „Allg. Ztg.“ war, ist in den Ruhestand getreten; an seine Stelle kommt Ernst Hoffe. —

— Fenny Rauch vom Wiesbadener Hoftheater und Irene Friesch vom Frankfurter Stadttheater sind für das Deutsche Theater engagiert worden. —

— Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater soll von dem Beginn der nächsten Saison ab zu einer Filiale des Schiller-Theaters umgewandelt werden. —

— Der Stern'sche Gesangverein bereitet zum Gedächtnis Verdi's eine Aufführung von dessen „Requiem“ vor. —

— Die 10. Ausstellung der „Wiener Sezession“ findet in den Monaten März bis Mai statt. Alle, auch im Auslande lebenden, dem österreichischen Staatsverbande angehörigen Künstler können an dieser Ausstellung teilnehmen. —

c. Ein Preis für moderne Druckbuchstaben. In der letzten Versammlung der Pariser „Gesellschaft der Buchfreunde“ wurde der Beschluß gefaßt, einen Preis von 1000 Fr. für den besten Entwurf für moderne Druckbuchstaben auszugeben. —

— In Gergovie wurde eine Münze gefunden, die über den Ursprung des alten Lugdunum, des heutigen Lyon, Aufschluß giebt. Dieses Numus ist die erste Münze, die von Römern nach ihrer Niederlassung am Zusammenfluß der Rhone und Saone geprägt wurde. Sie trägt den Namen dieser Kolonie, Lugdunum, die ursprünglich C. Felix Munatia nach ihrem Gründer Munatius Planicus benannt wurde, und liefert den Beweis, daß die Gründung von Lugdunum in das Jahr 43 vor Christi Geburt zwischen April und September fällt. —

— Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung hat Wien 1635647 Einwohner gegen 1841897 im Jahre 1890. —

— „Benedictus donum“ las unlängst ein Wiener Lehrer auf einem Entschuldigungszettel. Lange konnte er die Sache nicht enträtseln. Endlich gelang's: „Benötigte den Duben.“ —